



Plauder-Stübchen

Wöchentliche Beilage zum
Rheingauer Bürgerfreund.
Verlag von Adam Etienne, Destrich-Etville.

1915. * Nr. 1.

Burg Rosenstein.

Eine schwäbische Geschichte aus alter Zeit von Fritz Ripel.
(Nachdruck und Dramatisierung verboten.)

1. Ein seltsames Begegnen.

Vor wenigen Stunden noch hatte die Julisonne von dem demantblauen Himmelszelt herab ihr goldenes Licht über das romantische Bergland der Schwäbischen Alb ergossen, so daß das Auge sich fast geblendet von dem aus dem Waldesgrün emporragenden, vom Alter gebleichten Furalalkfelsen abwendend mußte — jetzt, nachdem die Tageshöhe längst überschritten war, verhüllte ein bleifarberer Dunst das strahlende Tagesgestirn, und eine erstickende Schwüle legte sich über Wald und Flur. Der Wind hatte sich gedreht und wehte gleich einem Blutstrom vom südwestlichen Himmelsrande her, an dem sich dunkle, immer näher herantwogende Wolkengebilde türmten, gleich mahnenden Boten, die verkünden sollten, daß alles Schöne auf der Welt vergänglich sei, und daß dem heiter blauenden Himmel trübe Tage folgen müßten damit der dürstenden Erde das erquickende Himmelsnaß gesendet werde.

Des erquickenden Nasses schien auch der einsame Reitersmann, welcher den steilen Bergweg in das von waldigen Höhen eingerahmte Kemstal herabritt, gerade so wie sein Köhlein nach bestandener ausdörrender Sommenglut bedürftig zu sein, denn spähend ließ er seine Blicke bei jeder Wendung des Weges über die den Berghang durchfurchenden Rinnen schweifen, ob nicht in einer derselben ein Wasserlein sprudele, das die Pein des brennenden Durstes nach dem vielständigen Ritte lindere. Aber vergebens forschte er; die schon seit einem Monat herrschende Hitze hatte ein jedes aus den Bergen quellende Tröpfchen aufgesogen. So mußte er sich gedulden, bis die Talsohle mit ihrem saftigen Grün erreicht war; dort wollte er sich und dem müden Rosse eine längere Rast zur Erholung gönnen.

Es war ein noch recht jugendlicher Geselle mit frischem, von der Luft und der Sonne gebräuntem Gesicht, das von einem leichten Bart beschattet und von einer Fülle goldblonder Locken umgeben war — einem Gesicht, in dem sich ebensowohl kindlich-fröh-

liche Harmlosigkeit wie schwärmerische innere Glut ausdrückte. Eigentümlich wirkten darin die tiefdunkeln, sich von dem hellen blondhaar abhebenden Augen, in welchen etwas an männliche Reife und festen Willen Gemahnendes lag, trotzdem der Reiter wohl kaum die fünf und zwanzig erreicht hatte. Das Wappen auf dem am Sattel des Pferdes hängenden Brustschildes, zwei mit einem Eichenkranz umgebene gekreuzte Schwerter darstellend, ließ in dem Reiter einen Edelmann vermuten, für welche Annahme auch dessen selbstbewußte, stolze Haltung sprach, doch erkannte man an der ganzen Ausrüstung wie an dem Rosß, daß die Güter der Erde wohl nicht allzu reichlich dem Jüngling zugemessen waren. Sowohl den am Sattel hängenden Rüstungsstücken, Brustpanzer und Eisenhaube, als auch dem Schild sah man es an, daß sie schon manchen Strauß bestanden hatten, wie auch das den Oberkörper des Reiters bedeckende Lederkoller deutliche Spuren lang andauernden Gebrauches trug. — Auch das an den Gräsern des Berghangs zupfende und geduldig mit dem Schweiß die lästigen Fliegen abwehrende Köhlein hatte anscheinend längst die Jahre hinter sich, in welchen es als feuriger Renner gelten konnte, denn trotz den gelegentlichen ermunternden Zurufen seines Herrn ließ es sich nicht aus seinem gemächlichen Pashang herausbringen. Erst als das Rauchen des Baches aus dem Talgrunde hörbar ward, spitzte der Gaul die Ohren und strebte rascher vorwärts. Was Sporn und Zuruf nicht vermocht hatten, das bewirkte der brennende Durst und die Nähe des ersehnten Labials — der Klepper setzte sich sogar, als der Weg ebener wurde, in einen gelinden Trab, ein Beginnen, das den jungen Reitersmann zu einem hellklingenden fröhlichen Lachen veranlaßte. Doch seine heitere Laune schwand, als das Rosß auf dem jetzt erreichten schmalen Talweg plötzlich in seinem Lauf innehielt und trotz aller Bemühungen seines Herrn nicht zu bewegen war, einen Schritt weiter zu treten, vielmehr strebte es mit geblähten Rüstern, offenbar vor Angst zitternd, nach dem Wege zurück, welchen sie gekommen waren. Was



Silvesterträume. Von W. Claudius. (Mit Text.)

hatte das Tier? Sollte es in dem aus der Ferne herüberklingenden Hundegebell eine Gefahr vermuten, oder waren Raubtiere in der Nähe? Suchend ließ der Reiter die Blicke über die Hänge des Tales schweifen, nach der Seite hin, wo welcher das Hunde-

gebell tönte, und in der That mußte sein scharfes Auge dorten etwas wahrgenommen haben, denn behend glitt er zu Boden, schlang die Zügel des Pferdes um einen Baumstrunk und ergriff den am Sattel befestigten Speer. Jede Erschlaffung und Müdigkeit war sichtlich von ihm gewichen, als er voll Jagdeifer nach dem Wiesengrund hinabellte und den rauschenden Bach übersprang, um hinter einem gegenüberliegenden Weidengebüsch Deckung zu suchen. Er brauchte nicht lange zu warten. Von dem talabwärts liegenden Waldbrande her trottete mit eingezogener Rute und geiferndem Munde ein riesiger Wolf, der, sichtlich auf das äußerste erschöpft, dem dichten Unterholz des jenseitigen Hanges zustrebte, um sich darin vor der ihm nachfolgenden Meute, deren Gelläuf immer näher kam, zu verbergen. In der Nähe des Weidengebüsches angekommen, stuchte das Tier und suchte in weitem Bogen die Stelle zu umkreisen, aber das nur sekundenlange Zögern in seinem Laufe wurde ihm zum Verhängnis, denn mit einigen gewaltigen Schritten hatte es der hinter dem Gebüsch verborgene auf Wurfweite erreicht und schleuderte den Speer, der tief dicht hinter dem Schulterblatte in den Körper des Wolfes drang und den kläglich Aufheulenden zu Boden streckte. Der Wurf war meisterlich gelungen und hatte offenbar das Herz des Raubtiers durchbohrt, denn nur noch ein krampfhaftes Zucken ging durch dessen gewaltigen Körper — dann lag es regungslos, verendet.

„Holihoh!“ rief der Jüngling mit heller Stimme und trat zu dem getötenen Wolfe, um seinen Speer aus dessen Körper zu ziehen. Und „Holihoh!“ klang das Echo von der Bergwand zurück; daran aber schloß sich der Ruf:

„Weidmannsheil — ist ein braver Wurf gewesen, junger Herr, bei Gott!“

Berwundert wendete sich der junge Reitermann um und sah sich einer Erscheinung gegenüber, die wie aus der Erde gewachsen plötzlich vor ihm stand, und deren Anblick wohl im ersten Augenblick erschrecken konnte. Es war die riesenhafte, über und über mit Ruß bedeckte Gestalt eines alten Mannes mit langem weißem Barte, dessen ganze Bekleidung in nichts weiterem als in einem tiefschwarzen ledernen Beinleid und einem Leinenhemde bestand, das vorn offen eine von dichten Haaren bedeckte Brust sehen ließ. In der Rechten hielt der Mann einen unten zugespitzten entäfelten Tannenbaum, der ebenso gut als Waffe wie als Stütze dienen konnte; so gemahnte der Alte an einen der Riesen, wie sie nach dem Glauben der Zeit in den unwegsamen Felsenschluchten der Berge haufen sollten.

Unwillkürlich trat der junge Mann einen Schritt zurück, was den Riesen zu der lachenden Frage veranlaßte:

„Erschreckt wohl über mein ruhiges Gesicht, Herr Junker? Habt Ihr noch keinen Köhler gesehen?“

„Wo kamt Ihr her — ich sah Euch nicht?“ fragte der junge Reitermann entgegen.

„Zerbrecht Euch darüber nicht den Kopf“, erwiderte der Alte.

„Hört lieber meinen guten Rat und spaltet Euch, von hier hinwegzunehmen! Die edlen Herren Haug und Jörg vom Rosenstein, sie möchten Euch gar übel lohnen, daß Ihr mit Eurer sicheren Hand dem Untier dort das Lebenslicht ausgeblasen habt!“

„Der Haug und Jörg vom Rosenstein — vor ihnen warnt Ihr mich?“

„Mit gutem Grund! Wär' mir von Herzen leid, wenn sie Euch sahen! Verliert die Zeit mit Worten nicht! Hört Ihr, wie nahe schon die Meute läutet? Schwingt Euch auf Euer Köhlein und folget mir! Dort oben in dem Tann steht meine Hütte — dort seid Ihr sicher! Ich eile voran — mag den Gestrengen auch nicht gern begegnen!“

„So geht mit Gott — ich fliehe nicht!“ erwiderte der Jüngling mit abweisender Gebärde. „Feig wäre es, denn keines Unrechts bin ich mir bewußt!“

„Ihr kennt die gestrengen Herren nicht in ihrem Zorn!“ mahnte der Köhler. „Sie ahnden fürchterlich das, was sie Frevel nennen. Wer sich erkühnt, die hohe oder niedere Jagd in ihren Forsten auszuüben, verfällt der härtesten Strafe!“

„Kennt man es hierzulande einen Frevel, wenn man einen Wolf erschlägt?“ rief der Jüngling. „Ich will doch sehen, ob man es wagt, mich anzutasten!“

„Ihr hört mich nicht — dann sei der Herrgott bei Euch! Dort sind die Rüden schon! Ich trolle mich von hinnen.“

Damit schwang sich der Alte mit Hilfe seines Schürbaums über den Bach und eilte den schmalen, talabwärts führenden Pfad hinab; in wenigen Augenblicken war er zwischen dem Grün des Didihts verschwunden.

Zwei riesige Jaghunde waren aus dem Didiht des Waldes hervorgebrochen und jagten laut kläffend über den baumlosen Gang daher. An dem toten Wolf angekommen, warfen sie sich wütend über ihn und verbissen sich in seinem Körper, dabei greuliche Töne von sich gebend, so daß der junge Reitermann un-

willkürlich laut auflachen mußte. Aber sein Lachen verstummte jählings vor dem Anblick, der sich ihm im nächsten Augenblicke bot. Von dem Walde her sprengte auf milchweißem Zelter ein jugendliches Weib, eine Gestalt, die mit ihren flatternden rotgoldenen Haaren und dem in der Rechten gehaltenen Jagdspeer an eine jener sagenhaften Jungfrauen gemahnte, die dem Heidentum als Gefolge dienten. Ein faltiges, an der Hüfte mit einem Gürtel gehaltenes helles Gewand, das die Arme frei ließ, umschloß die schlankte Gestalt, die auf dem als Sattel dienenden Wolfsfell wie angegossen saß und im Näherkommen die mit dem Speer bewaffnete Rechte, zum Wurf ausholend, erhob. In wilder Jagdlust glühte das engelschöne Gesicht der Reiterin, als sie die um den getötenen Wolf sich räumenden Hunde nahezu erreicht hatte, doch veränderte sich dieser Ausdruck in ihren Mienen plötzlich und machte einem ärgerlichen Erstaunen Platz, als sie gewahrte, daß das Raubtier tot war, und mit zornblühenden Augen herrschte sie den bewundernd zu ihr aufsehenden jungen Reitermann an:

„Ihr habt den Wolf gefällt? Wie könnt Ihr es wagen, hier im Bannwald der Burg Rosenstein die Jagd zu üben?“

Die barsche Aureden entriß dem Jüngling seiner Bewunderung und empörte seinen Stolz. Den Blick fest auf die Reiterin richtend, entgegnete er gelassen:

„Verzeiht, wenn ich auf solches Fragen die Antwort schuldig bleibe! Nicht bin ich es gewohnt, daß man gleich einem niederen Knechte mir begegnet!“

„Das Recht zu fragen steht mir zu, und nicht laß' ich von Euch, dem Fremden, mich belehren, in welcher Art ich meine Worte setzen soll! Ich frag' Euch nochmals: Habt Ihr den Wolf erschlagen oder nicht?“

„Und wenn ich's tat, was simmet Ihr mir dann an?“ In den Worten des Jünglings klang es wie Spott. „Gedenket Ihr als Wildschütz mich zu sehen, weil ich ein Raubtier schlug, das als vogelfrei nach deutschem Rechte gilt?“

„Was schert mich deutsches Recht!“ fuhr die Reiterin, durch den spöttischen Ton gereizt, empor. „Den Wildbann in den Rosensteiner Wäldern habt Ihr gebrochen — darauf steht schwere Strafe! Ihr sollt sie dulden, weil Ihr in frecher Hoffart Euch erkühnet, mit höhennenden Reden mir Widerpart zu halten! Folget mir!“

In dem Gesicht des jungen Ritters zuckte es jetzt gleichfalls zornig auf, und ohne seine Stellung im geringsten zu verändern, erwiderte er scharf:

„Wäret Ihr kein schwaches Weib, dann würden Eure tränkenden Worte Euch gar bald gereuen! Was malet Ihr Euch an? Glaubt Ihr, ich gehorche willig wie ein Hündlein dem Gebote: Folget mir? So möget Ihr mit dem Buben reden, der die Hunde dort in ihrem Zwinger füttert, doch nicht mit —“

„Vermessener, seht Euch vor!“ unterbrach die Schöne mit schallender Stimme den Sprecher. „Ihr sollt erfahren, wie Euch das schwache Weib Gehorjam lehret! Ich nehme Euch in Haft!“

Blißschnell hatte sie die an ihrem Gürtel hängende Wurfleine gelöst und die Schlinge geschleudert, während sie gleichzeitig auf den immer noch auf seinen Speer Gestützten einsprengte. Doch in die leere Luft fauste die Schlinge, und kaum hatte sich der Zelter in Bewegung gesetzt, als er in die Knie brach und seine Reiterin in weitem Bogen auf den Rasen schleuderte — mit einem gewaltigen Satz war der junge Ritter dem Kopf in die Zügel gefallen und hatte es zusammengerissen. Während sich das Pferd schnaubend und am ganzen Leibe zitternd erhob, wendete sich der Jüngling nach der Gestürzten, die sich mit einer Miene, in der sich Grimm und Bestürzung einten, rasch emporgerichtet hatte. In dem vorherigen spöttischen Tone sagte er:

„Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil, edle Frau! Ihr habt mich gezwungen, unsanft mit Euch zu verfahren — verzeiht es mir!“

Starr sah die Schöne auf den Sprecher, und es war fast, als glimme in ihrem Blick etwas wie Achtung vor der Riesenkraft des so jugendlich Aussehenden, der es vermocht hatte, mit einem Griff seiner Faust das Ross zu Falle zu bringen, aber der lodernde Zorn erlöschte in ihr jeden anderen Gedanken als den der Rache, und feuchend rang es sich von ihren Lippen:

„Das sollt Ihr büßen!“ Und sich zu den noch immer an dem toten Wolfe herumgerrenden Hunden wendend, schrie sie gellend: „Fassan, Greif, hierher!“

Doch die Hunde hörten nicht. Berauscht von dem Blut des erlegten Erbfeindes war die Bestie in ihnen erwacht und hatte sie der slavischen Hundetreue für eine geraume Zeitspanne vollständig entäußert.

„Spart Eure Lungen, edle Frau — sie hören nicht!“ lachte der junge Ritter auf, der rückwärts schreitend nach dem Speere griff. „Und übel sollte es ihnen fürwahr geraten, wenn sie Euch hörten und sich auf menschlich Wild, auf mich, heßen ließen! Wär' schade um die prächtigen Rüden! Doch jetzt verzeiht, wenn ich

Euch Valet sage. Ein schweres Wetter naht heran, vor dessen Unbill ich gesonnen bin, ein schützend Dach zu suchen. War' nicht minder rathsam auch für Euch, wenn Ihr vor Ausbruch des Gewittersturms in festen Mauern weiltet!"

Und sich ritterlich vor der wieder zu ihrem Pferde Getretenen verneigend, nahm der Jüngling sein ihm vorhin entfallenes, mit zwei Reihersfedern geschmücktes Barett vom Rasen, setzte mit einem Sprunge über den Bach und nahm sein drüben am Wegrand grasendes Köhlein am Zügel, um es talabwärts zu führen.

Sprachlos vor Grimm schwang sich die Schöne auf ihr den Rasen mit den Vorderhufen stampfendes Ross und sah dem gemächlich sich Entfernenden einige Augenblide nach. Dann rief sie drohend:

„Beiwegener, das sei Euch nicht vergessen! Eure Redheit sollt Ihr büßen, so wahr —“

Ein greller, aus dem sich immer dichter ballenden Gewölk niederfahrender Blitzstrahl, dem ein krachender Donner Schlag folgte, ließ die Bümmende verstummen. Ihre drohend erhobene kleine Faust sank, um die Zügel des scheuenden Pferdes zu ergreifen, das, ohne auf den Ruf seiner Herrin zu achten, in toller Angst nach dem Walde zurüchjagte.

Unwillkürlich hatte sich der junge Ritter umgewendet und sah der Enteilenden nach, deren lichte Gestalt mit den flatternden Haaren sich auf dem milchweißen Rosse wie eine Fee des Waldes von dem dunklen Hintergrunde abhob. Und wie schwärmerische Glut loberte es auf in den dunklen Augen des Schauenden, als er leise vor sich himmurmelte:

„Schön wie ein Engel — oder wie die Sünde!“

In der Köhlerhütte. Der Gewittersturm war mit voller Wucht losgebrochen und raste wild tosend über das Waldgebirge. Blitz folgte auf Blitz, Donner auf Donner, bald in krachenden Schlägen, bald dumpf dröhnend und poltern. Dabei heulte, pfiß und sauste es in den Lüften, als tummle sich das wütende Heer in wildem Gejaide, und gleich einer Sintflut strömte der Regen von dem nachtdunkel gewordenen Firmament hernieder.

Unbekümmert um den Graus schritt der junge Reitersmann, sein Ross am Zügel nach sich führend, seines Weges fürdab. Nur einmal, als es geradezu heruntergoß, als fiele das Himmelsnaß nicht tropfenweise, sondern als ströme es gleich einem Wasserfall herab, suchte er unter einem dichten Tannengehölze Schutz, das am Ausgang einer von der rechten Bergseite herabziehenden schmalen Schlucht stand. Dort war er mit seinem Tiere leidlich geborgen, denn die Tannen standen so dicht, daß kaum einige Tropfen durch ihre Zweige drangen, so daß der dicht mit braunen Tannennadeln bedeckte Boden eine vollkommen trodrene Raftstätte bot. Das lauschige Plätzchen schien öfters vorübergehend als Obdach zu dienen, denn etwas erhöht war zwischen zwei Tannenstämmen eine rohgezimmerte Bank angebracht, von welcher aus man bei hellem Wetter wohl das Tal und die abwärts liegenden Höhen übersehen konnte.

Dem Köhlein schien der Unterstand baß zu behagen. Sich schüttelnd, daß die Wassertropfen von seinen Mähnen flogen und das am Sattel hängende Rüstzeug klirrend zusammenschlug, machte es Miene, sich behaglich auf dem Boden hinzustrecken, doch sein Herr wehrte ihm lachend:

„Halt, Brauner, wir sind noch nicht im Stall! Wenn du erst liegst, dann hab' ich meine liebe Not, dich wieder auf die Beine zu bringen. Wenn mich nicht alles trügt, dann haufen Menschen hier in der Nähe — die werden uns wohl ein Obdach für die Nacht gewähren!“

Nicht nur die unter den Tannen angebrachte Bank drängte den jungen Ritter zu seiner Vermuthung, sondern auch deutliche, auf dem weichen Boden erkennbare frische Fußspuren, die sich nach der Schlucht hin fortsetzten. Wahrscheinlich die Spuren des alten Köhlers, der ja gesagt hatte, daß sich in Tannenwald seine Be-

hausung befinde. Den wollte er auffuchen, denn der Alte hatte trotz seiner rauhen Außenseite einen seltsam anheimelnden Eindruck auf den Jüngling gemacht. Es war diesem, als hätte er die Stimme des Mannes schon einmal vernommen, als wären bei dessen Anblick verschwommene traute Bilder aus fernem Kinderzeit vor seinem inneren Gesichte aufgetaucht. Ob die heimatische Lust ihm diese Gedanken eingab — die Lust, die um die vor fast zwei Jahrzehnten von ihm verlassene Stätte seiner Geburt wehte? Oder war es die trauerherzige schwäbische Sprechweise des alten Köhlers gewesen, die gleich Glockenklang an glückliche Kindertage erinnerte und dies trauliche Empfinden in ihm erweckte? Er mußte den Alten nochmals sehen — vielleicht war ihm dieser von einem freundlichen Geschid in den Weg geführt worden, damit er sich einen guten Rat bei ihm holen konnte.

Die Ungeduld trieb ihn zum Ausbruch. Ungeachtet des immer noch niederströmenden Regens schritt er, sein Pferd nach sich ziehend, die ziemlich steile Seitenschlucht aufwärts, dem brausenden Wildbach entgegen, und gelangte in der That nach Ablauf einer Viertelstunde an eine vom Waldwuchs entblößte Stelle, wo schwelender Rauch aus mehreren Kohlenmeilern emporstieg. Ein breiter, aus Bohlen gezimmelter Steg führte hier über den Bach, nach dessen Überschreiten ein aus tohen Baumstämmen gefügtes, ziemlich geräumiges Blockhaus in Sicht kam, in dessen geöffneter Thür die riesige Gestalt des alten Köhlers stand und grüßend winkte.

„Habt Euch doch besonnen und seid den Bestrengen aus dem Wege gegangen, junger Herr?“ rief der Alte lachend dem jungen Ritter entgegen. „Tutet wohl daran, denn mit dem Haug und dem Jörg ist nicht gut Rirschen essen! — Kommt näher, laßt es Euch bei mir behagen — der Herrgott segne Euren Eingang!“

„Habt Dank für Euren freundlichen Willkomm!“ entgegnete der Ankömmling, indem er die ihm entgegengestreckte schwierige Hand des Köhlers herzlich schüttelte. „Und wollt Ihr

Eurer Gutheit die Krone aufsetzen, dann bit' ich Euch, mir und meinem müden Rosse für die Nacht Gastfreundschaft zu gewähren. Ein weiter Weg liegt hinter mir!“

„Von ganzem Herzen sag' ich Euch willkommen! Ihr seid mein Gast und bleibet, solange Ihr wollt! Müßt halt mit dem vorlieb nehmen, was ich armer Mann Euch bieten kann! Geht nur hinein; mein Enkelkind, das Trudelein, wird Euch nicht minder herzlich willkommen heißen! Ich sorg' indessen für den müden Gaul!“

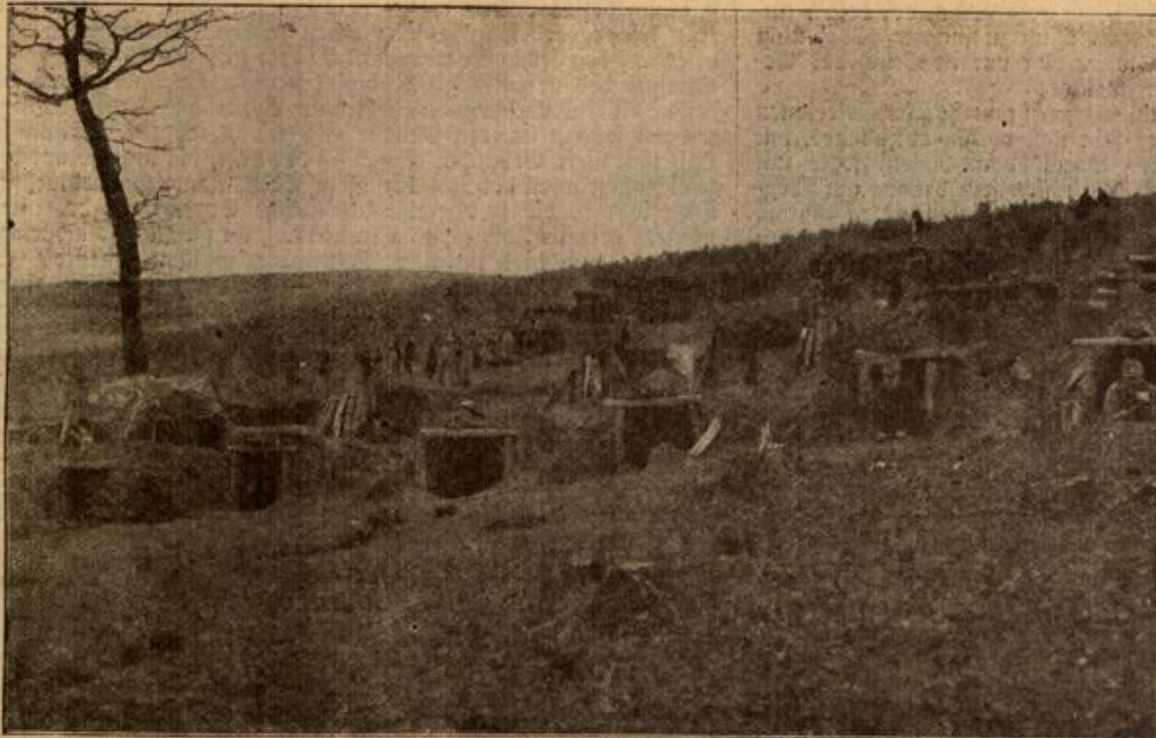
Die Zügel des Pferdes ergreifend führte der Alte dasselbe nach einem an die Seitenwand des Gebäudes sich lehnenen Schuppen, während der junge Ritter das Innere der Hütte betrat.

In dem dort herrschenden Halbdunkel vermochte der Jüngling zuerst die ihn umgebenden Gegenstände nicht genau zu unterscheiden; erst als sich seine Augen an das Dämmerlicht gewöhnt hatten, gewahrte er, daß er sich in einem ziemlich weiten Raume befand, der auf das einfachste ausgestattet war. Der ungeheure Eichenblock, der in der Mitte des Gelasses auf dem festgestampften Estrich stand, mochte wohl als Tisch dienen, denn mehrere kleine, niedrigere Blöde umstanden ihn, die Sitzgelegenheit boten. Grob zugehauene Bänke standen links und rechts an den Wänden, an welchen allerlei Geräte hingen und mehrere eiserne Halter mit daraus ragenden Rienspänen befestigt waren. Den Hauptplatz nahm nach rückwärts ein aus groben Steinblöcken gemauertes Herd ein, auf welchem ein Feuer unter einem herabhängenden Eisenkessel loderte. Der aufsteigende Qualm zog schwelend, wie widerwillig in den ungeheuren, dachartigen Rauchfang, dessen breiter Stüs mit Töpfen, Kesseln und Geräten besetzt war. Zieggengedeh, aus dem Hintergrund des Raumes tönend, verriet, daß dieser auch dem Hausgelier als Obdach diente.

Dumpf kurrend richtete sich bei dem Eintritt des Ritters ein gewaltiger Wolfshund in die Höhe, wurde aber sofort von der



Karte vom Kanal zum Vordringen der deutschen Truppen.



Vom österreichisch-ungarischen Kriegsschauplatz: Höhlenwohnungen der Tiroler Landesjäger bei Diözlavica.

Phot. Klopbot. G. m. b. H., Wien.

an dem brodelnden Kessel beschäftigten Frauengestalt mit einem: „Kusch dich, Wolf!“ zur Ruhe verwiesen. Gehoriam nahm das Tier seinen Ruheplatz neben dem Herde wieder ein, indes seine Herrin sich nach dem Gaste wendete und ihm mit freundlichem Lächeln die Rechte entgegenstreckte.

„Der Ahn hat mir von Euch erzählt“, sagte sie dabei mit wohlklingender Stimme. „Seid mir willkommen!“ (Fortsetzung folgt.)

Das stille Glück.

Silvestergeschichte von Paul Blich. (Nachdruck verb.)

Wie alljährlich gab es im Kasino zu Bergheim einen Silvesterball, und wie immer war auch diesmal alles, was in Bergheim und Umgegend zur Gesellschaft zählte, dazu eingeladen. So auch der Assessor Hellwig und Frau.

Hellwig arbeitete am Landgericht zu Glücksburg, das eine halbe Stunde von Bergheim entfernt lag.

Als die Einladung bei dem Ehepaar ankam, klatschte Frau Melanie in die Hände: „Gottlob, doch endlich mal eine Abwechslung in diesem Kleinstadtleben!“

Der Assessor dagegen zog die Stirn in Falten, denn diese Einladung kam ihm gar nicht gelegen.

Aber die junge Frau rief: „Paul, was heißt denn das? Willst du vielleicht absagen?“

Er nahm sich zusammen und entgegnete dann ruhig: „Weshalb die Leute dieses Fest immer nur auf den Silvester verlegen! Das ist doch ein Tag, den man gern im stillen Glücke daheim verbringt!“

„Das finde ich durchaus nicht“, sagte sie, „und wir, die hier so einsam leben, wir sollten uns freuen, zu einem solchen Fest geladen zu sein.“

„Aber Kind, du tust ja gerade, als ob wir hier ewig leben würden; ich kann doch

Willen haben. Ich werde zusagen.“ Dann ging er ernst und sinnend hinaus.

Als sie ihn so still abgehen sah, war es ihr leid, und am liebsten hätte sie Abbitte getan, plötzlich aber bäumte sich ihr Stolz auf, und eigensinnig blieb sie sitzen.

Er aber sah bei seinen Büchern und machte ein sorgenvolles Gesicht... er dachte daran, wie anders diese Ehe geworden war, als er es sich vorgestellt hatte. Melanie war das einzige Kind reicher Leute. Er liebte sie, und anfangs schien es, als habe auch sie ihn gern. Als sie aber in dies kleine Städtchen versetzt wurden, wo sie auf einander angewiesen waren, da stellte es sich heraus, daß sie ein Weltkind war, das nur im Trubel der Gesellschaft sich wohl fühlte, und anstatt sich nun ihm anzu-

nicht dafür, daß ich in dieses Nest versetzt worden bin; hoffentlich werde ich bald befördert, dann kommen wir in eine größere Stadt.“

„So, damit willst du mich vertrösten? Du denkst nur an dich, du sitzt bei deinen Büchern, an mich denkst du nicht.“

„Aber Kindchen, je mehr ich arbeite, desto eher kommen wir doch vorwärts!“

„Und ob ich inzwischen alt und häßlich werde und meine Jugend hier vertrauere, das ist dir natürlich ganz egal!“ Sie war dem Weinen nahe.

Lächelnd trat er an sie heran. „Was willst du nun eigentlich, Melanie?“ fragte er milde.

„Daß wir diesen Silvesterball mitmachen!“

„Liegt dir denn wirklich so viel daran?“

„Gewiß! Ich will auch mal meinen Willen haben!“

Da zuckte er die Schultern und sagte leichthin: „Nun gut, du sollst deinen



Eine alte Festung bei Zistis an der grusinischen Seeresstraße im Kaukasus. Diese mehr als 220 km lange Gebirgsstraße, die bis zur Höhe von 2432 m aufsteigt, bildet eine Hauptverbindung zwischen Rußland und der Türkei.

Der
schle
er sie
E
tunge
König
A
Wette
Nacht
Wind
fußho
was für
mei
bei d
behaft
und l
„
sichert
bei de
Bl
weg,
Er
Extra
rief i
„
“



Der Lohn der Tapferkeit.

Der Oberst eines in den Kämpfen bei Solsona durch seinen Heldennut ausgezeichneten Regiments heftet seinen braven Leuten das Eiserne Kreuz an die Brust.

schließen, entfremdete sie sich ihm und zürnte ihm sogar, daß er sie in dies Nest gebracht hatte.

Silvester kam heran. Frau Melanie hatte große Vorbereitungen gemacht; sie war gewohnt, als Königin des Balles gefeiert zu werden.

Aber kurz vor Silvester schlug das Wetter um. Es schneite die ganze Nacht und den ganzen Tag, dazu kam Wind, der den Schnee stellenweise fußhoch zusammentrieb, und so ge-



Feldzeugmeister Potiorek.
Phot. Diezner. (Mit Text.)

schah es, daß die Kleinbahn, die Glüdsburg mit Bergheim verband, einschneite und der Verkehr vollkommen stockte.

Was nun?

Die kleine Frau bekam Weinträmpfe. Der Assessor lief von einem Wagenbesitzer zum andern. Alles umsonst. Entweder war das Fuhrwerk verfault, oder man wollte

bei dem Unwetter seine Pferde lieber im Stalle behalten. Frau Melanie wurde immer ungnädiger und ließ ihren unschuldigen Gatten alles entgeltet.

„Aber Kind, ich gebe dir mein Wort“, versicherte er, „ich habe alles versucht, aber es half nichts, bei dem Wetter will sich niemand hinauswagen.“

Plötzlich jauchzte sie auf: „Ich hab' einen Ausweg, wir sind gerettet!“

Er sah sie mißtrauisch an, denn er kannte ihre Extravaganzen.

„Wir werden auf Schlittschuhen hinüberlaufen!“ rief sie belustigt aus.

„Das ist doch nicht dein Ernst, Melanie?“

„Aber bitterer Ernst sogar! Wir beide laufen

auf Schlittschuhen hinüber, — das dauert keine halbe Stunde, — und der Johann kommt mit dem Handschlitten hinter uns her und bringt unsere Garderobe nach!“

Jetzt war er ganz ernst. „Melanie“, sagte er ruhig, aber bestimmt, „ich kann nicht glauben, daß du wirklich im Ernst gesprochen hast!“

„Aber ja doch! Ist denn die Idee vielleicht nicht gut?“

„Sie ist nicht nur nicht gut, sondern einfach unausführbar.“

Und weshalb?“

„Weil das Eis bei dem milden Wetter nicht mehr hält“, entgegnete er ruhig.

„O, hast du nicht mal so viel Mut?“

Das sollte tomisch klingen, aber es klang eher gereizt.

„Umeiner solchen Laune willen setzt man sein Leben nicht aufs Spiel“, sagte er erregt.

„Aber Paul, ich habe mich so sehr auf dieses Fest gefreut!“ bat sie nun kleinlaut und sah ihn so flehend an, daß sein Zorn gleich wieder schwand.

„Es geht nicht, Melanie!“

„Versuchen wir es doch wenigstens! Geht es nicht, nun dann will ich mich zufrieden geben.“

Er sprach noch einmal dagegen, sie aber mit Schmeichelnworten, fand stets neue Gründe, bis er schließlich wieder nachgab.

So geschah es, daß sie um drei Uhr nachmittags aufbrachen. Er und sie auf Schlittschuhen und Johann mit dem Garderobenschlitten hinterher. — Anfangs ging alles gut. Es schneite nicht mehr, und sie hatten freie Bahn. Als sie den halben Weg bereits zurückgelegt hatten, rief die kleine Frau belustigt:

„Nun habe ich nicht wieder recht gehabt, du böser Mann?“

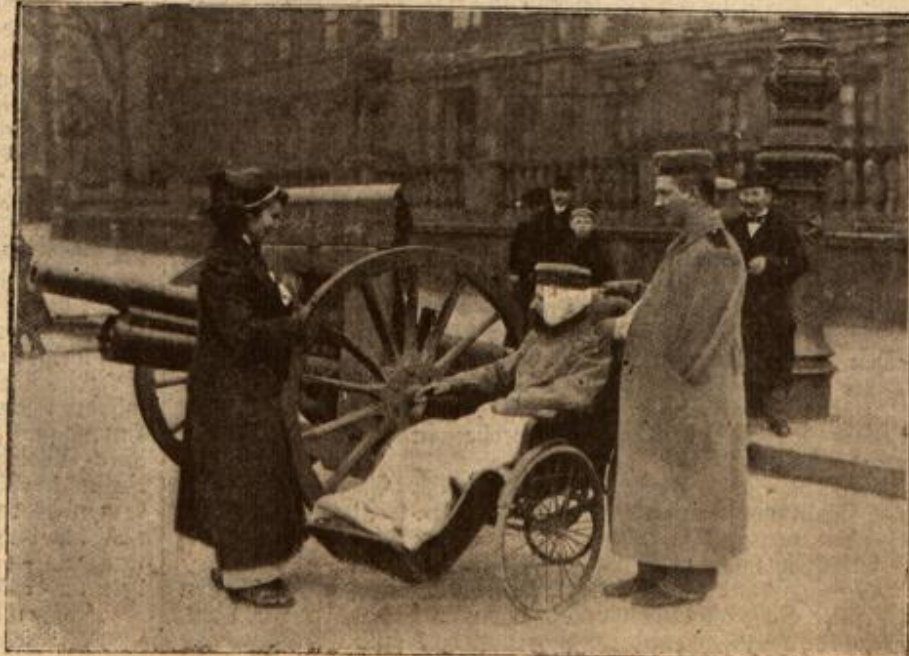


Von den Kämpfen um Gjern:

Die Kirche von Dabizele, als Truppenverhandlungsplatz eingerichtet.



Einer, der auch weiß,
was für den Mann im Felde eine Zigarette ist, am meisten dann, wenn er sie lange entbehrt.



„Sein erobertes Geschütz!“ (Mit Text.)

Die Wichtelmännchen.

Silvesterstimmungsbild von L. Ewald. (Nachdruck verb.)

Sie sitzt am traulichen Kaminfeuer! Aber die glimmenden Kohlen huschen bläuliche Lichter. Anheimelnd, gemüthlich ist es im Wohngemach. Echter Koniferenduft durchzieht den Raum, denn nach alter guter deutscher Sitte soll die Weihnachtstanne dem scheidenden Jahr heimleuchten. Die Glocken der nahegelegenen Hauptkirche läuten der schwindenden und kommenden Zeit: die Abschieds- und Ankunfts hymne! — Der Schall zieht achlos an Frau Adele vorüber, denn die sitzt und sinnt! — Macht das Glück sie so beschaulich oder eine Sorge grüblerisch?

Sie hat einen tüchtigen Mann, zwei liebe, gesunde Kinder, eine angenehme Häuslichkeit — und trotzdem fühlt sie sich unzufrieden! — Sieben Jahre lebt sie mit ihrem Waldemar vereint — aber nicht friedlich! Sie haben sich allerdings aus reiner Neigung in die Ehe begeben — nach dem alten Spruch: „Gleich und gleich gesellt sich gern!“ Doch heute meint Frau Adele: es wäre besser, wenn das Strengere und Hartere sich verbinden würde. Ihrem Waldemar ward ebenso wie ihr selbst die Herrschaft in die Wiege gelegt — und ein leicht erregbarer Sinn dazu. — So wechselten allerweil Fehde und Waffenstillstand! Zur Zeit war wieder die Kampfstimmung vorherrschend. Das paßte schlecht zur Jahreswende und stimmte Frau Adele trüb! Als sie nun so sinnt, fallen ihr unwillkürlich die verworrenen Garnknäuel ein, die sie als Kind mit ihrem ungeduligen Wesen so oft zusammengezaußt hatte — und dabei denkt sie noch einmal in dankbarer Liebe ihrer Großmutter, die dazumal, obgleich halbblind, es fertig brachte, nur durch ihren feinen Taktinn, die Fäden zu lösen. Sie seufzt bei diesem Denken und sagt halblaut: „Wer hilft hier, manchmal meine ich, die Schlingen erdrücken uns!“ Sie atmet schwer. Die Augen schließen sich. Ein drückendes Angstgefühl kommt über sie. Sie will aufschreien. — Da befreien zielliche Finger sie von den Schlingen am Halse, die den Druck verursachten. — Sie blickt auf und sieht zwei Wichtelmänner vor sich stehen. Die verbeugen sich manierlich, schauen sie wohlwollend an und sprechen: „Wir sind Wichtelmänner, Frau Adele. Wir sind Nachkommen aus dem Wichtelgeschlecht, das vordem die Menschen in Köln durch hilfreiche Arbeit verwöhnten. Wir haben die menschenfreundlichen Gesinnungen ererbt, doch wir müssen uns seit der Erbsengeschichte mit der Schneidersfrau eidlich verpflichten, nicht durch tatkräftige Hilfe Unheil heraufzubeschwören. Wir können heuer nur durch gute Rathschläge helfen und hoffen, daß du einsehend genug sein wirst, diese zu beherzigen. Wir haben dich schon lange beobachtet und erscheinen dir heute, um dich darauf aufmerksam zu machen, daß dir zwei Eigenschaften fehlen, die jedes weibliche Wesen, das Ehefrau und Mutter geworden ist, besitzen mußte!

„Ach,“ sagt Frau Adele verwundert und fragt schnell: „Die wären?“

„Geduld“, antwortet der eine Wichtelmann und blickt ihr so recht treuherzig in die Augen. Sie schweigt, weil ihr keine passenden Worte der Entgegnung einfallen.

Der kleine Wichtelmann wiederholt daher nachdrücklich: „Also, erstens: Geduld! Der große Herrgott hat dich Weib und Mutter werden lassen. Er hat dich reich gemacht — reicher wie deinen Waldemar. Warum willst du seine Stelle einnehmen? Du kannst durch dein Sein dem Heim allein Licht und Wärme geben. Dazu brauchst du aber die Geduld, die entzündet das langsam stetige Feuer der selbstlosen Liebe, dieser edlen Frauenliebe, die nicht fordert, die gibt, weil sie liebt. Diese Liebe aber macht den Spender und Empfänger reich. Das eng begrenzt erscheinende Heim weitet sich, denn ein rechtes Weib, eine echte Mutter bringt nicht nur die Freude in das Haus, nein, sie trägt durch ihre Erziehung, durch ihr Vorbild zum Wohl ihres Volkes bei. Also übe dich in Geduld, sie führt langsam aber sicher!“

„Das spricht sich leichter aus, als es nachher ist“, flüstert Frau Adele bang.

„Richt doch! Nur nicht gezagt — da, frisch gewagt! Man kann viel, wenn man sich viel zutraut“, raunt tröstend der Wichtelmann.

„Damit es dir leichter wird, gebe ich dir zweitens den Rat.“ wispert schelmisch der zweite Wichtelmann, „fasse die Arbeit mit Humor an. Die sogenannten kritischen Tage im Heim entstehen durch Unzufriedenheit mit sich selbst. Ein guter Mut ist ein täglich Wohlleben! Mache deine Stimmung unabhängig von dem, was der Tag bringt. Gib dir stetig die Mühe, dich selbst und die dich umgebenden Verhältnisse nicht subjektiv zu betrachten. — Damit dir das gelingt, laß halt das Grübeln — bete und arbeite frisch und fröhlich!“

„Ich zweifle, daß ich das kann!“ meint Frau Adele zaghaft.

„Wie kann man zweifeln an eigener Gütigkeit? Werde Schöpfer deines Glückes, dann ist es wahr und dauernd!“

„Hoffentlich kommen wir glücklich hinüber“, sagte er.

Schweigend liefen sie weiter.

„Zürnst du mir, Paul?“

„Weshalb?“ fragte er ein wenig kühl.

„Du bist böse, Paul! Ich fühle es! aber du darfst mir nicht zürnen, ich habe das nicht so gemeint!“ Flehend schaute sie ihn an und drückte seine Hand.

„Was hättest du für Gründe, mich mutlos zu schelten?“ fragte er nur.

„Es ist mir ja nur so entfahren“, vergiß es doch!

Eben wollte er antworten, als es einen Knall gab, dann ein Knistern und Knacken. Entsetzt lief sie in seine Arme und klammerte sich laut schreiend an ihn.

Auch er war erschrocken, aber nahm alle Geistesgegenwart zusammen und riß sie im schnellen Bogen mit sich fort, so daß sie über die gefährliche Stelle fort kamen.

Im selben Augenblick aber gab es einen neuen Krach, dann ertönte ein erschütternder Schrei, und als beide sich umfahen, erblickten sie mit Entsetzen, daß Johann eingebrochen war. Der Schlitten mit dem Garderobentorb war bereits versunken, der Diener aber hatte sich auf den Bauch geworfen und versuchte so, der Todesgefahr zu entkommen.

Frau Melanie zitterte am ganzen Körper; sie war nicht imstande, ein Wort zu sagen.

Der Professor übernahm sofort die Gefahr. Mit aller Energie beruhigte er die kleine Frau und rief dem Diener zu, daß er ganz still liegen solle. Alsdann lief er mit Melanie ganz behutjam ans Ufer des Flußes, der hier nicht sehr breit war; dort auf dem Lande brachte er die Frau in Sicherheit, und dann machte er sich daran, den Diener aus der Gefahr zu befreien. Er legte sich der Länge nach auf das Eis und schob sich vor, um die Hand des Dieners zu erreichen.

„Um Gottes willen, Paul,“ jammerte Melanie, die zitternd am Ufer stand und alles händeringend mit ansah.

Aber es war bei allem Unglück noch ein Glück, denn das Eis hatte nur die eine dünne Stelle dort, und so rettete der Herr seinen Diener und brachte ihn trocken ans Land; der Schlitten mit dem so kostbaren Garderobentorb war allerdings für immer verloren gegangen.

Als die beiden Männer wieder glücklich auf dem festen Lande standen, sah Paul seiner bebenden kleinen Frau heiter ins Gesicht und meinte: „Ein ganz netter Zwischenfall, nicht wahr?“

Sie aber saß in seine Arme und rief schluchzend: „O Paul, ich habe dir ja so viel, so unendlich viel abzubitten!“

„Nicht doch,“ sagte er schelmisch, „laß uns jetzt lieber beraten, wie wir nun nach Bergheim kommen.“

Da nahm sie beschämt seinen Arm und sagte ganz leise: „Laß uns nur schnell, bevor es dunkel wird, nach Hause kommen.“

Er lächelte still.

Und dann gingen sie am Ufer entlang, den Weg zurück, den sie eben gekommen waren. Johann voran und das Ehepaar schweigend hinterher. Nach zehn Minuten hatte sie nasse Füße und begann zu stöhnen. Und da nahm er sie kurz entschlossen auf den Arm und trug sie so weiter.

Sie legte ihren Arm um seinen Hals, und als er sie ansah, drückte sie sich ganz fest an ihn und flüsterte leise: „Verzeih mir, verzeih mir nur, daß ich so kindisch war!“

Statt jeder Antwort zog er ihr Gesicht herunter und küßte sie mit inniger Liebe.

Langsam kamen sie weiter, wenn auch nur mit großer Mühe.

Dann fragte sie: „Hättest du denn gar keine Angst?“

Er verneinte mit Lächeln: „Ich dachte ja an dich!“

„Du Lieber! Du Güter!“

Nach einer Stunde, gerade bei Einbruch der Dunkelheit, kamen sie daheim an.

„Run, was meinst du,“ fragte er, „sollen wir nicht noch schnell ein paar Freunde einladen?“

Da sagte sie ganz leise: „Laß uns allein bleiben!“

Und so blieben sie allein und saßen beim Punsch, aßen Pfannkuchen und freuten sich zum erstenmal, daß sie so weltfern vom Trübel der Gesellschaft nur sich und ihrem Glücke leben konnten.

Niemand sprach mehr vom Ball. Nur einmal sagte er: „Es ist doch schade, daß unsere Garderobe ein so trauriges Ende nehmen mußte.“

Aber da rief sie heiter: „Ja, die schöne Garderobe ist nun wohl für immer verloren. Aber dafür haben wir doch auch etwas gefunden, was viel mehr wert ist.“

Glücklich nickte er und schloß sie in die Arme.

Aber als dann die Uhr zwölf schlug und draußen die Glocken das neue Jahr einläuteten, da saßen sie beide, Arm in Arm, hinaus in die Nacht und stellten, daß dies stille Glück nun nie mehr von ihnen weichen würde.

Loben ist ein zurecht und der Camminens lince, einpripes des von dem Himmelstoben zu erbringenden Geburtsung.

Der Gewerbetreibenden III und IV.

Die Wichtelmännchen getrocknet werden muß, liegt auf der Hand.

„Kömt ihr mir nicht dabei helfen?“
 „Wir dürfen nicht, und du bedarfst der Hilfe nicht!“ sagt ernst der erste Wichtelmann. Der zweite Wichtelmann aber neigt sich lächelnd ihr zu und meint spöttlich: „Ei, ei, Frau Adele! Ihr seid doch keine Närrin! Wir zeigten dir den Weg! Das sind eben die Weisen, die durch den Irrtum zur Wahrheit reifen. Die aber aus Schwachheit oder aus Trost darin ausharren, das sind, wie bekannt allemal — die Narren!“

Begierbild.



Wo ist Frauchen?

bolde? Vielleicht in einer Tarnkappe! Der Schlussatz hat gezogen, kleiner Wichtelmann. Die im Irrtum beharren, sind halt die Narren! Nein, eine Närrin ist Frau Adele noch lange nicht! Es wird also losgereist — mit Geduld und Humor!“

„Humor, der ist nicht zu verachten!“, meint munter der eintretende Waldemar, der das letzte Wort mit Verwunderung aus dem Munde seiner Frau vernimmt, die ihm gerade nicht mit Humor vor einigen Stunden „adieu“ gesagt hat.

„Ist nett von dir, daß du für Silvesterstimmung sorgst, Abdi“, setzt er dann munter hinzu.

„Diesmal ist es nicht Silvesterstimmung, Waldemar,“ ruft sie heiter, drückt einen Kuß auf seine Lippen und sagt pathetisch in drolligem Tonfall: „Es ist, merke wohl auf, o Eheherr, der Anfang zum gedeihlichen Fortgang! — Schließe mich erhabenen Zeitideen an! Der siebenjährige Krieg ist definitiv beendet. Ich habe abgerüstet, Waldemar!“

„Danke dir!“, antwortet er nur warm, aber der Ton mit dem die Worte gesprochen werden, der Blick, der sie begleitet, der Händedruck, der sie gleichsam besiegelt — zeigt seine Freude — und sie fühlt, sie weiß, dieser Glücksaugenblick wird ihr die rechte Triebkraft geben, die Reise zu machen, die die Wichtelmännchen ihr vorgeschlagen haben. Alleweil also voran mit: Geduld und Humor!

Gesunde Nerven.

Von Hermann Vorlenhagen. (Nachdruck verb.)

Die Nerven bilden bei allen höheren Lebewesen, insbesondere beim Menschen, einen wichtigen Faktor für Gesundheit und Leben, und nur derjenige wird sich diesen beiden in der ganzen Fülle erfreuen, dessen Nerven vollständig gesund sind. Das wird jedem einleuchten, der schon einmal Gelegenheit hatte, die schweren Folgen kranker Nerven zu beobachten. Um aber die Bedeutung der Nerven für die Gesundheit und das Leben der Menschen richtig verstehen zu lernen, ist es notwendig, sich über die Nerven überhaupt klar zu sein.

Was sind die Nerven? Das ist die erste Frage, welche zur Belehrung der Leser beantwortet werden muß. Eine Antwort darauf gibt schon der alte Aristoteles, indem er die Seele in den feinen Fasern, die sich durch den Körper nach dem Gehirn hinziehen und von diesem wieder zurück in den Körper wirken läßt. Unzweifelhaft kann der weise Aristoteles als der Begründer der Nervenforschung angesehen werden; denn die neuere und neueste Forschung hat dargetan, daß unter den feinen Fasern, welche Aristoteles als Seele ansah, die Nerven verstanden werden. Die Zahl der Nerven in unserem Körper ist ungeheuer groß; es gibt fast kein Organ, fast keine Stelle, wo nicht Nerven zu finden sind. Am nervenreichsten ist die Lederhaut und die Muskulatur, während die Hornhaut und das Fettgewebe weniger Nerven haben; letzteres bildet vielmehr eine Schutzdecke für die Nerven. Das beweist

auch der Umstand, daß Leute, die mager werden, lüchlich sind, was ihnen vorher fremd war.

Was haben die Nerven zu tun? Das ist die andere Frage, welche Beantwortung erheischt. Selbsterständlich kann diese nur gründlich erfolgen durch eine ausführliche Darlegung des gesamten Nervensystems. Das wäre aber eine sehr schwierige Arbeit, die um so entbehrlicher ist, weil der Mehrzahl der Leser damit wenig gedient wäre. Es genügt daher der Hinweis, daß die Anzahl von Nerven in drei Gruppen zerfallen: motorische, sensible und sympathische Nerven. Die motorischen Nerven vermitteln die Bewegung, die sensiblen Nerven haben die Aufgabe, die Empfindung zu bewirken, ebenso die sympathischen Nerven. Die beiden letzteren Nervenarten sind somit Träger des Bewußtseins, während die motorischen Nerven den Willen leiten. Die Tätigkeit der Nerven ist größtenteils eine mechanische: der Gesamtorganismus wird so in Gang erhalten und die geringste Störung in demselben macht die Empfindungsnerven fühlbar; nur äußere und feilsche Einflüsse bewirken eine außerordentliche, nicht mechanische Nerventätigkeit. Das gesamte körperliche und geistige Leben hängt somit von den Nerven ab; müssen sie ihre Tätigkeit einstellen, hört das Leben auf; geht ein Nerv zugrunde, muß das Organ, welches er bedient, schwach werden und verkümmern. Daher ist es höchst wichtig, darauf zu achten, daß die Nerven gesund bleiben; dann wird auch das Wohlbefinden und die Gesundheit des Körpers und des Geistes nichts zu wünschen übrig lassen.

Sie können nun aber die Nerven gesund erhalten werden? Diese Frage interessiert gewiß jeden auf das lebhafteste und soll es daher unsere Aufgabe sein, die Gesundheitspflege der Nerven darzulegen. Da die Nerven durch den Organismus ernährt werden, ist es klar, daß sie nur gesund bleiben können, wenn dieser gesund erhalten wird. Zur Gesunderhaltung des Organismus aber ist eine naturgemäße Lebensweise dringend notwendig.

Die naturgemäße Lebensweise besteht bekanntlich in erster Linie in der rationellen Ernährung. Dem Körper dürfen darnach nur solche Stoffe zugeführt werden, welche zu seiner Entwicklung und Erhaltung nötig und dienlich sind. Während das junge Kindlein mit der Muttermilch hinreichend ernährt wird, bedarf es nach einem Jahre leichter Speisen. Seine weitere Entwicklung wird gefördert durch reizlose Kost, die in den späteren Jahren in eine gemischte übergehen kann. Als Getränke kommen bei der naturgemäßen Lebensweise nur Milch, Wasser und alkoholfreie Frucht-säfte in Betracht, und zwar nicht nur für Kinder, sondern auch für Erwachsene; Kaffee, Tee und Alkohol sind streng zu meiden, weil dadurch der Organismus geschwächt wird und die Nerven entarten, infolgedessen mannigfache körperliche Leiden entstehen und auch der Geist verödet. Den besten Beweis hierfür liefern die Alkoholiker: Zittern, Rheumatismus, Gicht, Schwachinn und Geisteskrankheiten sind bei ihnen und ihren Abkömmlingen nicht selten.

Zur Erhaltung des körperlichen und geistigen Wohlbefindens sind ferner Reinlichkeit und Bewegung in reiner Luft nötig. Die Bewegung darf aber nicht bis zur vollkommenen Erschöpfung ausgedehnt werden; dann werden die Nerven überanstrengt und ruiniert, da die ermüdenden Muskeln auch das Blut beanspruchen, welches die Nerven speisen muß. Jede Bewegung, jede Arbeit darf darum nur bis zum Eintritt der Müdigkeit ausgeübt werden; ausreichende Ruhe ist danach erforderlich. Der im Wachstum stehende Mensch hat mehr Ruhe nötig als der Erwachsene. Daher muß vor Kinderarbeit, wenn sie mit Anstrengung verbunden, dringend gewarnt werden; grundverkehrt ist es auch, Kinder viel und übermäßig geistig zu beschäftigen. Leider wird in dieser Beziehung viel gesündigt; die Nervosität der Kinder ist der beste Beweis dafür. Und die Nervosität der Erwachsenen, die oft in Geisteskrankheit ausartet, zeigt, daß auch die Erwachsenen es mit der Ruhe nach der Arbeit nicht so genau nehmen. Die meisten von ihnen — die körperlich und geistig arbeitenden Menschen zusammengekommen — suchen Erholung in geselligen Vereinen, Klubs usw., ohne zu bedenken, daß sie dadurch ihre Nerven noch mehr überanstrengen. Nein, nicht in den Kneipen, sondern im traulichen Heim oder in der freien Gottesnatur ist nur Ruhe und Erholung zu finden, welche den Nerven dienlich ist. Würde auf diesen Umstand mehr Gewicht gelegt werden, so würde die Nervosität bald aufhören, die Menschen zu plagen.

Weiter muß darauf hingewiesen werden, daß der Tabak, Ausschweifungen und eine zu reichliche Ernährung die Nervenkraft ungemein schwächen. Enthaltbarkeit und Mäßigkeit sind die besten Mittel zur Gesundheitspflege der Nerven.

Daß auch alle Forderungen der Wohnungshygiene erfüllt werden müssen, wenn die Nerven kräftig und gesund bleiben sollen, ist selbstverständlich, denn in dumpfer Luft und unzureichenden Wohnungsverhältnissen müssen auch die Nerven Schaden leiden. Wir sehen also, daß wir nur gesunde Nerven haben können, wenn wir immer bestrebt sind, naturgemäß zu leben.

Unsere Bilder

Silvesterträume. Träume — Träumereien am letzten Tag eines Jahres, am Altjahrsabend. In keinem Augenblick des ganzen Jahres drängen sich die Gedanken so zusammen, als dann, wenn der Zeiger das Nahen der letzten Stunde ankündigt. Bei den Jungen sind's frohe Hoffnungen, weitgehende Wünsche, deren Erfüllung die Zukunft bringen soll. Bei den Alten sind's Erinnerungen, freundliche und trübe, schöne und solche, die man gerne auswischen möchte. Die Gedanken wandern weit zurück bis in die Jugendzeit, und Begegnung erfüllt das Herz im Gedanken an die seltsame Zeit, wo man das Leben noch vor sich im rosigen Lichte sah: O, wie liegt so weit, o, wie liegt so weit, was mein einst war. Sie haften an einzelnen Gestalten, die unzertrennlich mit unserem Leben verbunden sind durch Freud oder Leid, und die wieder lebendig in der Erinnerung vor unserem Auge erscheinen, auch wenn sie längst dahin sind. So sitzt sinnend das alte Mütterlein einsam in seiner traulichen Stube. Sie sinnt dem allem nach, was vergangen ist, denen allen, die von ihr gegangen. In ihrer Hand auf dem Schoß hält sie ein verblichenes Bild — ist's ihr Mann, ist's ihr Sohn? Jedenfalls etwas Teures. Träne um Träne rinnt leise hernieder. Aber sie ist gefaßt. „Was vergangen, kehrt nicht wieder.“ Doch ist es süß, das Zusammenleben mit den Dahingegangenen noch einmal durchzuleben. Dort auf dem Tisch steht ein Kästchen geöffnet mit Briefen. In denen hat sie gelesen und wieder viel Liebes vernommen aus längst entschwundenen Tagen. Wie lange noch, und auch ihr schlägt die letzte Stunde! Dann sind die Tränen alle aus.

Feldzeugmeister Potiorek, der die gegen Serbien und Montenegro operierenden österreichisch-ungarischen Streitkräfte kommandiert, war beim Ausbruch des Krieges Armeesinspektor in Sarajevo; als Chef der Landesregierung von Bosnien und der Herzegowina standen ihm außerdem bedeutende militärische Machtbefugnisse zu. Oskar Potiorek ist am 20. November 1853 zu Bleiberg in Kärnten geboren und hat eine rasche und glänzende Karriere hinter sich. Aus der Geniewaffe hervorgegangen, wurde er bald in den Generalstab versetzt, wo er sich hervorragend bewährte. Eine Zeitlang war er auch Stellvertreter des Generalstabschefs. **„Sein erobertes Geschütz!“** Ein Verwundeter besucht, von der Krankenschwester begleitet, ein vor dem Berliner Schloß als Trophäe aufgestelltes Geschütz, das von seiner Kompanie erbeutet wurde.

Sum neuen Jahr.

Blickt hinaus zur Jahreswende
Zu dem Vater voller Gnade,
Daß er schützend seine Hände
Breite über uns're Gnade,
Daß er segne uns're Werke,
Mut und Kraft uns woll verleihn,
Daß er unsern Glauben stärke,
Und von Zweifeln mög' befrein.

Blickt hinaus zur Jahreswende
In die Zukunft unverzagt.
Was das neue Jahr auch spende,
Ob nun Leid, ob Freud uns tagt.
Wenn des Schicksals Stürme toben,
Und sein Hoffnungsstern uns winkt,
Nichtet fest den Blick nach oben,
Gott ist's, der uns Hilfe bringt.

Spruch: „Herr, all mein Tun und Leben,
Laß dir wohlgefällig sein.
Was ich ferner werd' erstreben,
Dir, Herr, möchte ich es weihn.
Gib, daß mit dem neuen Jahr
Ich dir völlig mög' vertraun,
Mach den Weg mir licht und klar,
Laß zu dir mich stets anschau.“
Elizabeth Raaske-Sandow.

Allerlei

Vorhalt. Mann: „Hoffentlich bist du mit deinen Weihnachtsgeschenken zufrieden; ich habe all mein verfügbares Geld ausgegeben.“ — Frau: „Das hättest du nicht tun sollen; ich bin nämlich die deinen noch schuldig.“
Betrachtung. Hausherr: „Nicht a bissel darf man sich mit den Parteien abgeben, vorgestern hab' ich dem Maler sein Buberl bewundert, heute am Ersten kommt er schon nicht mit dem Hanszins!“

Selbst-Schätzung. Alfons IX. von Kastilien und Leon der Weise genannt († 1284), war so eingenommen von seiner Weisheit, daß er sehr oft zu sagen pflegte: Wenn ihn Gott bei Erschaffung der Welt zu Rate gezogen hätte, er ihm manchen guten Wink würde gegeben haben.

Große Jäger. Der Kurfürst von Sachsen, Joh. Georg I., hegte, fing und schoß während seiner 45jährigen Regierung von 1611 bis 1656 in allem 113 461 Stück Wild, als: 17 800 Hirsche, 30 266 Schmalziere, 29 000 Wildschweine, 12 000 Hasen, 19 000 Füchse, 203 Bären, ein 1624 gefangener wog 6 Zentner, 3543 Wölfe, 900 Dachse, 200 Luchse usw. Sein Nachfolger Georg II. übertraf ihn noch. Von 1656—1680, also in einem Zeitraum von 24 Jahren, hegte und erlegte er 97 000 Stück Wild verschiedener Art. Unter diesen befanden sich 4 Löwen, 4 Löwinnen und 2 Tiger, welche zum Jagdvergnügen des Fürsten aufgezogen worden waren.

Gemeinnütziges

Polierer für Schuhwert. Die feineren Stiefel und Schuhe, namentlich die aus Chevreau oder Landleber, getragen es nicht, wenn man sie mit der Bürste blankputzt. Das dünne Leder wird dann sehr bald rissig und bricht. Um nach dem Eincremen den erforderlichen Glanz des Leders zu erlangen, bedient man sich weicher Putztücher, die aber den Nachteil haben, daß die Hand sehr schnell ermüdet. Die Apparate zum Einspannen der Tücher, die man deshalb erfunden hat, sind auch nicht besonders praktisch, da die das Tuch straffhaltenden Federn oder Bügel sehr bald nachlassen und man sie fortwährend neu einstellen muß. — Viel praktischer und angenehmer zu handhaben ist ein Polierer, den man sich, wie nachfolgend beschrieben, selbst herstellt. Aus alten Zeugsteden wickelt man einen recht festen, wurförmigen Ballen von etwa 12 cm Länge und 4 cm Durchmesser und beziehe ihn mit einem Restchen Samt oder Plüsch. Es genügt auch, wenn man nur eine Fläche des Polierers mit Samt benäht, falls man keine größeren Reste besitzt. Sodann nähre man ein 3 bis 4 cm breites strammes Gurtband von einem Ende zum andern Ende des Polierers, das so lang sein muß, daß man die Hand gerade noch bequem einschieben kann, es diese aber so straff umspannt, daß ein Abrutschen des Polierers während des Blankputzens nicht vorkommen kann. Mit diesem einfachen Polierer kann man den schönsten Hochglanz auf dem Leder der Stiefel erzeugen, ohne daß die Hand ermüdet oder das Leder angegriffen wird. Für hellfarbige Schuhe muß man selbstverständlich auch hellfarbigen Samt verwenden. Ist er abgenutzt oder schmutzig geworden, läßt er sich leicht wieder ergänzen.



Von P. Schnorr.

4 cm breites strammes Gurtband von einem Ende zum andern Ende des Polierers, das so lang sein muß, daß man die Hand gerade noch bequem einschieben kann, es diese aber so straff umspannt, daß ein Abrutschen des Polierers während des Blankputzens nicht vorkommen kann. Mit diesem einfachen Polierer kann man den schönsten Hochglanz auf dem Leder der Stiefel erzeugen, ohne daß die Hand ermüdet oder das Leder angegriffen wird. Für hellfarbige Schuhe muß man selbstverständlich auch hellfarbigen Samt verwenden. Ist er abgenutzt oder schmutzig geworden, läßt er sich leicht wieder ergänzen.

Rätsel.

Eine Waise nennt
das Wort,
fällt der Fuß nun
davon fort.
Mög' es fallen nimmer
mir dir,
Wenn die Lösung du
sagst mir.
Guggenberger

Stufenrätsel.

A	A	H
I	I	
I		

Die drei Sentenzen und Bagreden ergeben je: 1) Einen Fisch, 2) Ein Säugetier, 3) Einen Pant.
Julius Fald.

Bilderrätsel.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

Journal ist ein Anzeiger und eine Zeitschrift für die Verbreitung der Wissenschaften in und um die Welt.
 der Gewerbetreibenden in und um die Welt.
 mit Hilfe der Wissenschaften in und um die Welt.
 der Gewerbetreibenden in und um die Welt.